

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur Theater  
und  
Mode.  
1836.

---

Zweytes Quartal.



Auf Kosten des Herausgebers

60514-B.  
60514-1  
21. 1836  
2

---

Gedruckt bey Anton Strauß sel. Würme

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 16. Jany 1836.

72

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauflage zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den X. Streif's sel. Witwe in der Vortheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 fl. halb- und 26 fl. 24 fl. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Seila.

(Fortsetzung.)

„Der sollte,“ fuhr ich etwas zaged fort, „vielleicht die Rückinnerung an ein noch wertheres Wesen, bey dem das Herz alleinigen Antheil hat, Ihnen das Schmerzliche des Getrenntheyns plötzlich so fühlbar gemacht haben?“

Ich war froh, daß es einmal heraus war, was ich so lange auf der Brust getragen. Ich sah sie forschend an. Sie blickte zur Erde. Ihre Lippen begannen leise zu bebem, aber sich wieder sammelnd, heftete sie ihr Auge verklagend auf mich und erwiederte: „Ah! warum thun Sie mir dies an? Macht es Ihnen denn Freude, zu wissen, daß ich das beweinenswertheste Wesen bin, daß ich verlassen und einsam in der weiten Welt stehe?“ —

„Also gestorben?“ fragte ich theilnehmend.

„Todt!“ entgegnete sie dumpf, neigte betrübt das Haupt und streckte die Hand nach der Erde aus, als wollte sie auf die Wohnstätte aller ihrer Lieben hinweisen.

„Und glauben Sie keinen Erfolg für das Verlorne mehr zu finden?“ forschte ich bedeutungsvoll und wollte ihre Hand ergreifen.

„Ewig nimmer!“ rief sie sicher und schnell, und ich glaubte zu bemerken, wie sie mit eben der Hand, die ich erhaschen wollte, nach dem Kettschen griff und es fest an ihre Brust drückte.

„Ah!“ seufzte ich, „mit so viel Jugend, so viel Reiz und Verstand den Freuden des Lebens entsagen zu wollen und sich einer Trauer hinzugeben, die fruchtlos den verlorenen Gütern nachweint und so wie die Thränen, auch den Klagenden endlich in die Erde sinken läßt, ist doch eine Ungerechtigkeit gegen sich und gegen die Welt, deren Sie sich, Fräulein, nicht schuldig machen sollten.“

Ich erwartete hier eine Antwort, oder doch einen dankbaren Blick von ihr; sie wandte aber nachdenkend an meiner Seite und schwieg.

Wir hatten endlich die Anhöhe erreicht. Die erfreulichste Aussicht that sich jenseits der Straße auf. Eine lachende Flur mit vielen Baumgruppen und ver-

beschreibe und endlich die Vermehrung und Cultur der Rosen gründlich sehe. Es ist in den eben gemeldeten Zwecken des Buches eine sehr lobenswürdige und umfangreiche Tendenz ausgesprochen, über deren Erreichung sich wohl nicht füglich ein Urtheil fassen lässt, ehe nicht das ganze Werk vorliegt. Dieses soll aus höchstens fünf Heften bestehen, deren Erscheinen von der Aufnahme der ersten beiden abhängig gemacht wird; im günstigen Falle würde die Vollendung der Herausgabe noch im Laufe dieses Jahres erfolgen. Nach dem, was bereits geleistet worden, zu schließen, dürfte dieses Hülfsbuch, eine Art Monographie der Rose, recht viel praktischen Werth besitzen, wenn auch vielleicht die strengwissenschaftliche Kritik nicht durchaus zufrieden gestellt erschien; sonach wird es wohl am Theilnahme an dem Buche um so weniger fehlen, als zumal dilettanten in der Blumisten einen so leichtfertigen und prunklos auftretenden Führer wünschen müssen, und die Königin im Reiche Storons so gästeire Bevölker bestellt. Indem wir uns daher für den Schluss des Werkes eine erschöpfende Beurtheilung desselben vorbehalten, können wir den Wunsch nicht verhehlen, daß der Verfasser, welcher seinem Gegenstande viele und große Opfer gebracht hat, doch für die Fortsetzung selines Buches eine sorgfältigere Zeile in stilistischer Beziehung handhabte oder auch handhaben lasse, denn in Hinsicht auf den grammatischen Thiel ist in der That gar zu wenig geschehen. — Die Auslage ist ausgezeichnet schön. E.

## Tourniaire's Menagerie.

Von L. J. Föhinger.

Es kann nicht wohl einem Zweifel unterliegen, daß Menagerien für Jedermann, der auf Bildung Anspruch macht, von großem Interesse seyn müssen. Der Zweck der Menagerien besteht keineswegs darin, durch Anschauung der äußeren Formen der einzelnen Thiergebilde, welche hier aus den verschiedensten Zonen vereinigt sind, die bloße Neugierde zu befriedigen, oder nur die Thiere selbst ihrer Gestalt nach kennen zu lernen. Diesem Zwecke würden unsere Museen, deren benahme jede größere Stadt in dem gebildeten Theile von Europa mindestens eines aufzuweisen hat, vollkommen genügen; indem sie die Sammlungen der Thiere in viel reicherer Artenzahl enthalten und durch fälschliche Präparation der Bälge, die natürlichen Formen darzustellen, oder dieselben, wie bei kleineren Thieren, durch Aufbewahrung der Leiber in Spiritus, zu erhalten trachten. Läge hierin der wesentliche Grund zur Haltung von Menagerien, so würde man gewiß nicht so kostspielige Etablissements gegründet haben, und fortwährend zu erhalten bemüht seyn. Der Zweck der Menagerien besteht vielmehr darin, den Haushalt der Thiere zu beobachten, ihre einzelnen Lebensfunctionen zu erforschen, die Art und Weise, auf welche sie ihre Nahrung zu sichzunehmen, sich fortzupflanzen, dieindrückt, welche äußere Einfüsse auf sie bewirken und ihre Geberden bei den verschiedenen Anlässen und Lebensverhältnissen kennen zu lernen, so wie ihren Instinct zu beobachten. Nur durch eine solche Beobachtung am lebenden Thiere selbst gelangt man zu einer vollständigen Kenntniß der Natur dieser Geschöpfe; und wie wichtig es sei, dieselbe kennen zu lernen, bedarf wohl heut zu Tage keiner weiteren Beleuchtung mehr. Vorzüglich haben diese Wichtigkeit jene Nationen gefühlt, welche uns in der Schätzung der Wissenschaften vorangeilt sind. Frankreich besitzt schon seit langer Zeit in seiner Hauptstadt eine Anstalt, welche ganz dazu geschaffen ist, diesem Zwecke auf das vollkommenste zu entsprechen. Die Menagerie im Jardin des Plantes zu Paris ist so gewidmäßig angelegt, daß sie hierin kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Die daselbst gehaltenen Thiere sind durchaus in Räumen aufbewahrt, welche ihrer Anlage nach so eingerichtet sind, daß sie den heimatlichen Localverhältnissen der einzelnen Thiere möglichst entsprechen. In noch höherer Weise findet eine solche Nachbildung der örtlichen, dem Aufenthalte der einzelnen Thiergebilde in ihrer Heimat entsprechenden Verhältnisse, in der in ihrer Art gewiß einzigen, weltberühmten Menagerie der Zoological Society in London Stadt; eine Anstalt, welche nicht so, wie jene zu Paris, auf Kosten des Staates, sondern lediglich durch Beiträge von Privaten und derjenigen Personen erhalten wird, welche dieselbe in bedeutender Anzahl besuchen. Auch in Berlin soll in neuester Zeit eine ähnliche Anlage, nach dem geschilderten Muster der Londoner Menagerie im Werke seyn. Nur durch eine solche Anlage, wo jedes Thier einen eigenen, seiner Größe angemessenen Park bewohnt, und durch die ganze Umgebung in Verhältnisse gebracht ist, die ihm seinen Aufenthalt im freien Naturzustande gleichsam erscheinen, ist es möglich, die Natur

der Thiere vollkommen kennen zu lernen; was bey Menagerien, wo jene Vorkehrungen nicht getroffen sind, und namentlich bey wandernden Menagerien, wo sie durchaus nicht getroffen werden können, immer nurtheilweise und unvollkommen erreicht wird. Doch gewähren auch diese nicht stabilen Menagerien immer noch Vortheile genug für den Besucher, da er in denselben hinreichende Gelegenheit findet, seine Kenntnisse zu bereichern, sein Wissen zu vermehren, und so manchen interessanten Lebensmoment der fremdartigen Thierbildung abzulauschen, den er sonst nirgends wieder zu sehen bekommt, oder aus bloßen Beschreibungen nur so unvollkommen erfährt, daß er (sich) kaum davon ein deutliches Bild zu machen im Stande ist.

Wien, das seiner Lage nach nicht dazu geeignet ist, eine so große Anzahl der verschiedenen Thierarten aufzunehmen, wie London und Paris, und daß auch noch dermalen in seiner Menagerie zu Schönbrunn (welche übrigens ganz dazu geeignet wäre) nicht jene dem Aufenthaltsorte der Thiere so völlig angemessene Anlage findet, ist daher grossentheils nur auf wandernde Menagerien hingewiesen, deren sich während eines Zeitraumes von 25 Jahren eine bedeutende Anzahl, und zum Theile sehr ausgezeichnete Sammlungen hieltenfanden, und uns in die Lage setzten, eine höchst bedeutende Menge verschiedener Thierarten kennenzulernen und im lebenden Zustande beobachten zu können. Wir nennen nur die grösseren Menagerien von Amigoni und Chiesa vom J. 1811; von Redé und Denebœque, 1818; Tourniaire, 1818, 1820 und 1836, welche letztere uns zu diesem Aufsage Veranlassung gibt; Gautier, 1822; Audinet, 1823, 1826 und 1830; der herrlichen Menagerie von van Aken, 1824, 1826, 1828, 1833 und 1834; von Simonelli und Goué, 1824; Röhl, 1824 und 1836; Rossi, 1827; van Dinter, 1828; Gulley und Eriinger, 1829 und Barnabo, 1831; deren beynah jede eines oder mehrerer eigenthümliche, sonst hier nicht gezeigte Thiere enthielt, die Schauausstellungen einzelner Thiere übergehend, welche während jenes Zeitraumes hier statt fanden, und, eben nicht unbedeutend sind., weder an Zahl, noch an interessanten und merkwürdigen Gegenständen.

Tourniaire's Menagerie, so wie wir sie gegenwärtig hier sehen, gehört zwar keineswegs zu den reichsten, wohl aber zu den schenkwürdigsten. Es ist auch nicht immer die grosse Anzahl an Arten, die eine solche Sammlung ausgezeichnet macht, sondern die Seltenheit des Gegenstandes, den sie enthält, oder ein genügend geschickliches Interesse, das sich daran knüpft. Beide letztere Fälle finden bey Tourniaire's Menagerie Statt; welche im Ganzen nur aus elf verschiedenen Thierarten, sieben Säugethieren, drey Vögeln und einem Reptile, in vierzehn Stückchen besteht. Desto erfreulicher ist es aber, unter einer so geringen Anzahl von Thieren drey so ausgezeichnet merkwürdige zu finden, wie hier. Wir meinen das so überaus seltene Armadillo, das Pfeilnagelross und den Elephanten; jene beyden riesigen Formen aus der ältesten Bildungsperiode der Säugethiere, in welches die kräftige Natur, mit Behülfe mächtiger siderischer Einfüsse, aus dem in den Gewässern enthaltenen Urschleime, durchaus nur kolossale Formen hervor brachte; während sie sich gegenwärtig mit all ihren Bestrebungen kaum mehr über die Bildung von Infusionsthierchen und Milben zu erheben vermag; Formen, von denen leider nur sehr wenige Gattungen und Arten bis auf uns übergegangen sind, die allermeisten aber durch jene grossen Revolutionen, welche die Erdoberfläche erleitten, vernichtet wurden und uns nur mehr aus fossilen Überresten bekannt sind.

Wir wollen den Inhalt dieser schönen Menagerie hier stückweise durchgehen und den Leser hierbei auf das Wissenswürdigste aufmerksam machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## M o d e b i l d XXIV.

Kleid von Boulard mit Stickerey von Seide. Kleid von Spizengrund mit Malines (Zwierspichen) garnirt und ausgelegt. Nach Originale von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidermacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ein Bosthut mit Blumen und Taffetband. Eine Haube von Applicationspichen mit Blumen. Nach Originale von Josephine Niederreiter (vormals Langer), Anna-gasse Nr. 986 im ersten Stocke.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wilthauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Beitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 18. Jany 1836.

73

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 fr. halb- und 26 fl. 24 fr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Seite.

(Fortsetzung.)

„Über Mylord!“ brach ich endlich mein Schweigen, „bedenken Sie doch, was Sie thun. Sie handeln in Aufwallung. Lassen Sie Ihr Blut etwas abkühlen. Dann will ich Ihnen gerne eine Ausklärung über...“

„Ist nicht nöthig! ist nicht nöthig!“ unterbrach er mich hier. „Das sind Aussüchte. Meine Augen sehen klar und deutlich. Sie wollen mich nur hindhalten. Sie sind ein Feiger, ein elender Abenteurer, der sich hinter dem Rücken die Gunst der Damen erschleicht.“

Das brachte mich in Zorn. Ich bezwang mich kaum mehr. Die Lächerlichkeit verschwand und die Sache wurde ernsthaft. Im ersten Augenblicke hätte ich ihm gern eine Kugel durch den Kopf geschossen; aber ich fasste mich noch und erwiederte verächtlich: „Die rohen Beleidigungen eines Wahnsinnigen können mich nicht treffen. Ich glaubte, Mylord, in Ihnen einen Mann kennen gelernt zu haben, der Verstand und Bildung besitzt. Ihr jetziges Benehmen strafft meine gute Meinung Lügen.“

„Sie wagen es, mich zu schmähen?“ rief er mit bebenden Lippen und ballte seine Fäuste gegen mich.

Meine Gelassenheit, die ich ihm kaltblütig entgegensehnte, brachte ihn zur Wuth.

„Wohlan!“ rief er schämmend, „entschließen Sie sich kurz, oder — ich ergreife beyde Pistolen und schieße Sie nieder.“

Dieß sagend, machte er hastig einen Schritt zur Bank, sah sich nach mir fragend um und strecke wirklich beyde Hände nach den Pistolen aus.

Der Augenblick war dringend. „Halt!“ rief ich mit donnernder Stimme, die ihn etwas durchschütterte. „Wollen Sie zum Meuchelmörder an mir werden?“

Meine Blicke trafen ihn gut. Er schien etwas verblüfft; aber sich gleich wieder sammelnd erwiederte er: „Mit nichts; sonst würde ich Ihnen nicht die Waffen zur Wahl hier geben. Belieben Sie!“ —

fern Lesern Parini's „Tag“ zu empfehlen. Dieses treffliche Werk, historisch-kritisch beleuchtet vom Professor de Magri (einem anderen jungen Literator, der durch Herz, Fleis und Talent unserem Vaterlande, dem Kaiserthume Österreich, Ehre macht) ist 1829 zu Mailand bey Bissaj ausgelegt worden.

(Wird fortgesetzt.)

## Tourniaire's Menagerie.

(Fortsetzung.)

Wir beginnen mit dem Rhinoceros oder Nashorne, das unstreitig unter allen hier ausgestellten Thieren das allgemeine Interesse hat. Dieses eben so seltene, als rücksichtlich seiner Körperbildung auffallende, merkwürdige Thier, gehört derjenigen Art an, welche die Naturforscher mit dem Namen indischen Nashorn (Rhinoceros indicus) belegen, und ist dasselbe Exemplar, welches Tourniaire schon vor 18 Jahren hier zur Schau gestellt hatte, und das mit vollem Rechte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es ist ein vollkommen ausgewachsenes Männchen und in jeder Beziehung trefflich erhalten. Das Merkwürdigste an diesem Thiere, welches das Festland von Ost-Indien jenseits des Ganges, namentlich Bengal, Siam und Cochinchina bewohnt, ist die eigenthümliche Hautbildung mit ihren panzerartigen Abgrenzungen, welche zwar nicht so deutlich wie beim Armadillo oder Gürteltiere angedeutet sind, aber unstreitig eben so, wie bei diesem, eine Wiederholung des Knochenpanzers der Schildkröten darstellen. Die tiefen Falten, in welche die Haut den Hauptgelenken des Körpers gelegt ist, und welche bei jeder Bewegung des Thieres, auch die Bewegung der einzelnen Theile dieses Hautpanzers gestatten, sprechen zu deutlich diese Wiederholung aus, als daß man daran zweifeln könnte. So dick die Haut übrigens ist, welche den eigentlichen Panzer bildet, und durch die damit verbundene Geschmeidigkeit selbst dem Säbelhiebe und dem Eindringen von Musketenkugeln trotzt, eben so weich, glatt und dünn ist sie in den Falten. Schon bei einer flüchtigen Betrachtung gewahrt man, daß die ganze Oberfläche der Haut durch vielfach sich kreuzende Falten gleichsam schuppenartig in kleine Felder getheilt ist; eine Eigenthümlichkeit, welche diese Art nur mit dem verwandten Nashorne von Java (Rhinoceros javanicus) gemein hat, welches ebenfalls einhörnig ist, sich von dem indischen Nashorne aber durch einen gestreckteren Kopf, längere, an ihren Rändern stärker behaarte Ohren, vollkommen gewinkelte Hauptszenen und viel schwächere, bei weitem nicht so tief herabhängende Halsfalten unterscheidet. Bei den übrigen Arten dieser Gattung hingegen, nemlich dem Nashorne von Sumatra (Rhinoceros sumatrensis), dem capischen (Rhinoceros africanus), und dem kumpfschnauzigen (Rhinoceros simus) aus Mittel-Afrika, welche zwei Hörner auf der Nasenkuppe tragen, ist die Haut glatt und ohne diese wargenartigen Felder. Der gewaltige Kopf hat theils durch die Gestalt der grossen Ohren und die unverhältnismäßig kleinen Augen einige Ähnlichkeit mit dem Kopfe des Schweines, theils durch die vorwiegend rüsselartige Bildung der Oberlippe, welche jedoch von dem Thiere meist eingezogen ist, doch nach Willkür vorgesetzt werden kann, mit dem Capir. Auffallend ist daran das mächtige Horn, das auf der Nüstrelippe sitzt und eben so wie die Nägel des Thieres und die Hornscheiden der Wiederkäuer aus wahrem Horngewebe besteht, das durch eine Zusammenleimung von Haaren gebildet wird. Es ist durchaus unwahr, daß das Rhinoceros sein Horn abwerfe; wohl aber nimmt es mit dem Alter zu, und wächst eben so wie die Nägel und Hufe nach, wenn es durch Reibung abgenützt oder wohl gar abgebrochen wird. Wie schon erwähnt, kommt dieser Art nur ein einziges solches Horn zu. Wenn das Thier völlig erwachsen ist, so steht die Größe seines Leibes jener des Elephanten nur wenig nach; nur sind seine Füsse kürzer. In Betracht seiner Fußbildung kommt es am nächsten mit dem Capir und Schweine überein, und unterscheidet sich dadurch auffallend vom Elephanten, daß es nicht so wie dieser ein Sohlgänger ist, sondern auf die Zehen auftritt, und daß die Hornscheiden der Zehen, deren es an jedem Fuße drei hat, wahre Hufe, und nicht wie beim Elephanten Kuppenägel sind. Seine Hufe sind übrigens stark, kurz, dic, und die vorderen dachsartig gekrümmt. Die ganz eigenthümliche Bildung der Generationsorgane beweiset, daß das Rhinoceros unter die Animalia retromingentia gehöre. Der Schwanz ist nur von mässiger Länge, mit einzelnen Haaren besetzt und liegt in einer

**Scheide des Hauptpanzers.** Das indische Nashorn ist von gutmütiger Natur, nährt sich von Vegetabilien und hält sich in den sumpfigen Wäldern seines Heimatlandes auf, wo es meist einsam und nur selten in geringer Zahl zusammenlebt. Dummkopf und träge, wie es ist, fügt es dem Menschen, ohne gereizt zu werden, kein Leid zu. Wird es aber gereizt, so verfolgt es seinen Feind mit Wut, tritt alles, was ihm in den Weg kommt, nieder, und schleudert ihn, wenn es ihn erreicht, mit seinem Horne in die Luft. Verschläft es ihn aber, was sehr leicht zu erleben ist, wenn man ihm bei seiner Annäherung aus dem Wege tritt, wo es sodann theils durch sein schlechtes Gesicht, theils durch seine Unbehülflichkeit im Wenden bald die Spur verliert, so lässt es seinen Grimm an der Erde aus, die es mit seinem Horne unter heftigem Grunzen aufwühlt, bald aber beruhigt weiter zieht. Die vorgebliche, und in die meisten Naturgeschichten eingeschlossene Sage, von einem angeborenen Hass gegen den Elefanten und den blutigen Kämphen, die es gegen denselben besteht, beruhen durchaus nur auf läugnhaften Aussagen älterer Reisenden. Wohl aber ist es wahr, dass es nicht von Raubtieren angegriffen werde. Die Stimme des Rhinoceros gleicht dem Grunzen des Schweines, und erschallt nur dann laut, wenn es zum Borne gereizt wird. Das Rhinoceros bringt nur ein Junges zur Welt und kann in seiner Jugend sehr leicht gezähmt werden. Nutzen schafft es nur sehr wenig. Sein schlechtes, schwammiges Fleisch wird nur selten von den Einsgeborenen seiner Heimat genossen. Aus seinem Horne werden Becher hergestellt, welche der Übergläube nach ein Schutzmittel gegen Vergiftung hält. Seine Haut liefert dauerhafte Peitschen.

Das Nashorn, welches übrigens keinesweges, wie einige Naturforscher sich zu beweisen bemühen, unter dem Réim der Bibel oder dem Einhorn verstanden wurde, war schon den Alten bekannt, und wurde kurz nach Christi Geburt zuerst nach Europa gebracht, wo es durch Pompeius M. bei den Thierkämpfen in Rom gebraucht wurde. Auch später unter Augustus, Domitian, Antoninus Pius, Gordian, Heliogabulus und Heraclius erschien es theils im Circus, theils bei den Triumphzügen der Feldherren und Kaiser zu Rom. Schon auf dem Prænestischen Pfaster befindet sich eine getreue Abbildung desselben. Dass es aber nicht bloß das indische Nashorn war, welches die Alten kannten, beweiset eine Münze des Domitian, welche das zweihörnige Nashorn, wahrscheinlich das capische, darstellt, das seither nicht wieder lebend nach Europa kam. Vom dritten bis zum sechsten Jahrhunderte wurde keines mehr lebend nach Europa gebracht. Das erste, welches in neuerer Zeit nach Europa kam, ist jenes, welches 1513 nach Lissabon gebracht, und nach einer schlechten Zeichnung von Albrecht Dürer im Jahre 1515 in Holz geschnitten wurde. Seit jener Zeit kamen bis auf das Tournaiersche, welches das siebente ist, nur sechs lebend nach Europa; und zwar 1685, 1739, 1741, 1793, 1800, 1801 und 1815; alle nach London. Jenes von 1739 wurde durch behnade ganz Europa geführt und eben so das von 1741, welches durch Parson's Beschreibung die Veranlassung zur ersten genaueren Kenntniß dieses Thieres bot. Es war ein Weibchen, wurde von einem Holländer gebracht und 1749 in Paris, und von 1750 bis 1755 auch in Wien gezeigt. Das Rhinoceros von 1793 starb in der Menagerie zu Versailles und jenes von 1800 zu London. Alle gehörten einer und derselben Art, nemlich jener an, welche das Festland von Ost-Indien bewohnt. Nicht so jenes von 1801 (wir können das Jahr nicht mit völliger Gewissheit bezeichnen), welches noch ganz jung auf der Reise nach Hamburg starb und gegenwärtig im Kaiserlich-zoologischen Museum zu Wien aufbewahrt wird, und das der nächst verwandten, javanischen Art angehört. Das Tournaiersche Rhinoceros ist daher schon seit 21 Jahren das einzige lebende in Europa, wo es bereits in den meisten Ländern zur Schau gestellt wurde. Überhaupt gehört dieses Thier zu den seltensten Erscheinungen in unserem Welttheile, theils wegen der Schwierigkeit des Fanges und des Transportes, theils, weil es selbst in seinem Vaterlande nicht sehr häufig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dienstag, den 21. Juni 1836.

74

Bon diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voraußbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. W., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. W. bei A. Strauß sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die f. f. Postämter um 13 fl. 12 kr. und 26 fl. 24 kr. E.-W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## T e l l a.

(Fortsetzung.)

Sie gab dem Lord ihren Arm. Ich folgte an ihrer Seite. Im Gehen stieß sie an die Pistole, die der Lord fallen gelassen hatte. „Sie Böser!“ sagte sie, „muß ich mir mit Ihrem Mordinstrumente auch noch wehe thun. Konnten Sie es übers Herz bringen, solch Unheil zu schaffen, wo Sie übrigens gar nicht nöthig gehabt hätten, eifersüchtig zu seyn; denn ich glaube mich von dem guten Eindrucke, den Sie auf Tell a gemacht haben, fast zur Genüge überzeugt zu haben! Und Sie, mein Herr,“ wendete sie sich an mich, „werden gegen das Glück meines Freundes gewiß nichts einzubwenden haben!“

Der Lord küßte der Lady zärtlich die Hand und blickte entzückt zum Himmel empor.

Ich erwiederte gelassen: „Nicht im geringsten, Mylady! Mir ist es die größte Lust, wenn ich sehe, daß sich edle Herzen treffen.“ Ich glaubte zu ersticken, so schnürte es mir die Kehle zusammen, als ich die dornigen Worte der Lady erwiedern mußte.

„Dem guten Kinde,“ fuhr diese bedächtig fort, „dürfen wir gar nichts sagen, daß Sie sich ihrethalben gefordert haben. Sie würde sich deshalb nur kränken und betrüben.“

Wir waren während dieser Worte an der Treppe angekommen. Die Lady wollte mich hinaufnöthigen. Ich aber mußte hinaus, um frey atmen zu können. Ich entschuldigte mich daher, noch etwas besorgen zu müssen, und eilte fort.

Ich irrte mehrere Stunden herum. Also war es jetzt sicher und unmöglich, ich durfte mir auf sie keine Hoffnung machen! — So bang, so öde war mir in der Brust! In solchen Augenblicken fühlt man die Sterblichkeit am meisten. Es war, als zöge es mich immer tiefer, immer tiefer in die Erde hinab; über mir hörte ich es noch sausen und rauschen, für mich aber, glaubte ich, gäbe es weder Freude noch Leid mehr, sondern nur ein Einschlafen und Vergehen. — Ermanne dich! rief ich mir hundertmal zu. Willst du dich kränkeln hinschlep-

## Tourniaire's Menagerie.

(Fortsetzung.)

Nach dem Rhinoceros ist es zunächst der Elephant, welcher in Tourniaire's Menagerie den Blick des Beschauers auf sich zieht. Es gibt in der lebenden Schöpfung nur zwei verschiedene Arten von Elephanten, nemlich den indischen (*Elephas indicus*), welcher die südlichen Gegenden von Asien und die dazu gehörigen Inseln bewohnt, und den afrikanischen (*Elephas africanus*), aus dem südlichen Afrika. Der längliche Kopf, die tief eingebuchete Stirne, die verhältnismäßig kleinen Ohren und vollends die bandförmigen Leisten auf den Rumpfsäulen der Backenzähne, überzeugen uns, dass Tourniaire's Elephant, eben so wie die allermeisten, welche bisher lebend nach Europa kamen, ostindischen Ursprungs sey und keineswegs der afrikanische Elephant, welcher nur zweimal lebend nach Europa kam und sich noch dermalen in den Menagerien zu London und Paris befindet. Wir haben schon bei einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern eine ziemlich vollständige Naturgeschichte dieses Thieres geliefert, und wollen daher hier nur dasjenige nachtragen, was nicht schon früher berührt wurde. Diese Art ist es, der man einen Instinct zuschreibt, von welchem man so übertriebene Erzählungen mache, dass man ihn sogar in wahre Vernunft und moralisches Gefühl umwandelt. Diese Übermacht des Elephanten vor anderen Thieren ist zum Theile auch auf wirkliche Vorteile gegründet, als die Vollkommenheit seines Betastungsorganes, die Leichtigkeit, womit er alles, was er sieht, aufzufassen versteht, die Feinheit seines Gehörs und Geruches, die Länge seines Lebens, und den Reichtum von Erfahrungen und Gewohnheiten, die daraus entspringen; kurz auf seine Größe und Stärke, die, indem sie ihm die Achtung aller Thiere schafft, ihm auch eine beständige Ruhe und Bequemlichkeit sichert. Indess sind seine äusseren Organe, so vortheilhaft sie auch gebildet sind, keineswegs durch ein energischeres Nervensystem beseetzt, noch ist es feiner als jenes anderer Thiere. Sein Gehirn ist im Verhältnisse zu seiner Größe sehr klein, und nur die Einbuchtung auf der Stirne vergrößert seinen Schädel und macht ihn fast so gewölbt, wie beim Menschen. Diese besondere Schädelbildung ist die Ursache seiner gewichtigen und überlegenen Physiognomie, die nicht wenig beigebracht haben mag, dem Elephanten jenen Ruf von Verstand und Schicklichkeit zu geben, der ihn so berühmt gemacht hat. Die Malaien bezeichnen aus diesem Grunde den Elephanten sogar mit einem Namen, welcher derselbe ist, der dem Menschen zukommt, und den Begriff eines vernünftigen Wesens verbindet. Schon die Alten erkannten seine Sanftmuth, die Leichtigkeit, womit er sich gähnen lässt, seine Unabhängigkeit an seinen Herrn, seine Erkenntlichkeit gegen Wohlthäter und seinen Unwillen gegen Beleidigungen; durchaus Eigenschaften, die er besitzt, mit dem Hunde aber und anderen Thieren gemein hat. Man ging aber so weit, ihm sogar die feinsten Urtheile bezumessen, ja sogar eine Art von Religion, Verehrung und Opfer zum Monde, Gebetze zur Erde, wenn er frant ist, und E zugenden, welche selbst unter den Menschen höchst selten sind, als eine unverbrüchliche Treue und eine beständige Weigerung sich zum Diener der Ungerechtigkeit zu machen.

Die Indianer behaupten, dass sie sich den Elephanten verständlich zu machen, und sie durch ähnliche Leidenschaften zu leiten wissen, welche auch uns beherrschen, wie durch die Liebe zum Schmucke und selbst durch einfaches Lob. Die Reisenden, geschmeichelt von einem so wunderbaren Wesen sprechen zu können, nahmen nur allzuleicht die Erzählungen dieser rohen Völker auf, und die Naturforscher waren häufig zu geneigt, den Aussagen der Reisenden unbedingten Glauben zu schenken. Wenigstens ist es gewiss, dass nach den Beobachtungen verständiger und genauer Männer, der Elephant von der Höhe herabgefallen sey, worauf man ihn in Betreff seiner Verstandeskräfte gestellt hatte.

Noch sey es uns erlaubt, hier einige geschichtliche Notizen anzugeben. Homer spricht häufig von Elefanten, hat aber den Elephanten keineswegs gekannt. Herodot sagte der erste, dass diese Substanz von den Zähnen dieses Thieres komme. Die ersten Griechen, welche den Elephanten sahen, waren Alexander und seine Macedonier, als sie gegen Porus kämpften. Sie müssen ihn wohl beobachtet haben; denn Aristoteles gibt von diesem Thiere eine vollständige Geschichte, die selbst in allen Einzelheiten viel wahrer ist, als die unserer Neuen. Nach Alexander's Tode hatte Antigonon die meisten Elephanten. Pyrrhus führte im Jahre 472 (281 Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung) die ersten nach Italien; und als er zu Tarent landete, gaben die Römer diesen unbekannten Thieren den Namen Ochsen von Lucanien. Curius Dentatus, der vier davon im Kampfe gegen Pyrrhus nahm, führte sie nach Rom zur Verherrlichung seines Triumphes; und diese waren die ersten, die man dort

sah. Doch bald wurden sie allgemein. Als Metell, im Jahre 502 von Rom, die Karthagener in Sizilien besiegt hatte, ließ er ihre Elefanten auf Flößen nach Rom bringen; nach Seneca 120, nach Plinius aber 142 an der Zahl. Claudius Pulcher ließ sie im Jahre 655 zu Rom im Circus streiten, und Lucullus, Pompejus, Caesar und Claudius Nero gaben Gefechte zwischen Elefanten und Stieren; ja sie ließen sie sogar mit Menschen kämpfen. Pompejus spannte sie bei seinem Triumph in Afrika an seinen Wagen und Germanicus zeigte den Römern ihren plumpen Tanz. Man hatte sie selbst gesehen, zwischen liegenden Menschen umherzulaufen, ohne irgend Jemand zu verwunden; und die Geschichte erzählt uns sogar, was fast unglaublich scheinen und ans Fabelhafte grenzen würde, wenn nicht mehrere wahrheitliebende Schriftsteller sich vereinten, es zu bestätigen, daß unter Nero einer auf dem Seile tanzte, der einen römischen Reiter auf dem Rücken trug! — Man liest im Alton die außerordentlichen Streiche, die man sie ausführen ließ und derselbe Schriftsteller sagt ausdrücklich, daß es zu Rom geborene Elefanten waren, die man so abrichtete; was vereint mit den Versuchen des M. Corso Hoffnung gibt, dieses nüpfliche Thier in der Gefangenschaft zu vermehren. Der erste Elefant, welcher nach Deutschland kam, war jener, welchen der ritterliche Kaiser Max II. im Jahre 1551 erhielt, von welcher Zeit sich auch die Mehrzahl unserer Hausschilder herschreibt, die den Elefanten führen.

Tourniaire's Elephant, den wir gegenwärtig hier sehen, ist ein männliches Thier und von nicht besonderer Größe. Schade, daß er beide Stoßzähne gebrochen hat. Er soll eben so, wie jener, welchen Mad. Tourniaire in den Jahren 1818 und 1820 in Wien im Circus ritt, zum Reiten und verschiedenen Kunststücken dressirt seyn.

(Der Schluß folgt.)

### L i t e r a t u r.

„Bifolien.“ Von Johann Gabriel Seidl. Wien. Sollinger. 1836. Kl. 8. 258 S.

Bifolien heißen die im vorliegenden Bande gesammelten Dichtungen, weil sie zu zwey und zwey, eine epische und eine lyrische, gereift sind; die Empfindung, welche den Leser aus ihnen anspricht, soll als ihre Blüthe gelten. — Wir werden uns mit diesem Buche einer Kritik überheben und es bey einer bloßen Anzeige bewenden lassen; — zu recensiren gibt es in demselben Nichts, nur zu fühlen: wer aber das kann, der wird es uns Dank wissen, wenn wir, ohne mit der haarscharfen Nadel prüfend in das frische, duftige Fleisch zu dringen, dießmal das Amt der Kritik bloß zur wegweisenden Tafel machen, die da verkündet: Hier hältst still, ihr Freunde der Poesie! hier ist kräftige, nahrhafte, würzig-schmeckende Speise für euren Gaumen! hier rinnt der ungestüme Becher wahren Begeisterung! — Ach, was für eine schöne Sache ist es um ein ächtes, rechtes Gedicht! — Lange schon hat Ref. dieß nicht so lebhaft empfunden, als beim Lesen der „Bifolien“ Seidls, eines Poeten, wie sie leider immer seltener wachsen, wie wir deren nur so wenig besitzen, daß man, ehrlich gestanden, leicht an den Fingern die Summe abzählen könnte! Wie Seidls Individualität sich äußert, so dachten wir uns immer den Dichter: so triüb und schwärmerisch, so lebensfreudig und rafch, so tiefschließend und so anscheinend-leichtfertig, so harmlos und doch so voll der ernstesten Bilder; Phantasie, Gemüth und Verstand durch eine schöne Wechselwirkung geordnet, fern allem Polemisir, aller Politik, der schon von Goethe verpönten, welche aber in unseren Tagen allgemach die gehabt und vielleicht die mächtigste der Musen zu werden droht, deren Quell durch ihre Salben und künstlichen Wassergänge verkümmert? Seidls Dichtungen sind Ausflüsse eines warmen Herzens, von einer bildungsfähigen Imagination aufgefangen und im Spiegel eines geläuterten Verstandes reflektirt, daß ein Ganzes daraus wird von erhabendem, Geist und Gemüth in gleichem Maße fesseln- den Interesse. Mancher wird vielleicht die regelmäßige Folge dieser epischen und lyrischen Immergrün-Doppelzweige nicht frey von Monotonie finden; Dieter und Jener an einzelnen Gedichten zu mäkeln haben; Ref. vermochte sich dieß nicht abzugewinnen; er las und las sich in das Buch hinein und wieder heraus und erstarrt, als er, S. 258 angelangt, gegenüber das Inhaltsverzeichniß beginnen sah. Nun wollte er sich, seiner Pflicht gemäß, mit dem kritisches Richtscheite bewehren; allein es ging nicht, und indem er zu seinem Behufe den Band noch einmal durchblätterte, tauchten ihm dessen Vorzüge mehr und mehr auf, redeten mit lauterem Zungen zu seinem Herzen, rührten mit roßigerem Singer an seinen Verstand, an seine Einbildungskraft. Ja, Seidl ist ein

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 23. Juny 1836.

75

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauflage zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den A. Strauß sel. Witwe in der Vorauflage Nr. 1108; für Ausländer aber durch die f. f. Postkästen um 13 fl. 12 fr. halbe und 26 fl. 24 fr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Großl in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Seite.

(Fortsetzung.)

„Ja!“ sagte er dann laut und wie mich vergessend, lehnte sich aber gleich wieder zu mir und fuhr fort: „Sehen Sie, so werde ich gequält, und doch bin nur ich allein daran Schuld. Haben Sie denn nicht gehört, wie er mich ruft? Kommen Sie etwas näher!“

Er führte mich einige Schritte weit an eine Brustwehr, die schügend ein weites Viereck einsaß, das sich tief in den Festungsgraben hinabsenkte. Da vor blieb er stehen und lehnte sich über die Mauer hinein. Ich wußte nicht, was er beginnen würde. „Hören Sie nicht,“ wendete er sich darauf wieder an mich und sah mich mit aufgerissenen Augen an, „da heraus Cajetan! Cajetan! rufen?“ —

Das kam mir wunderlich vor. Ich beugte mich etwas über die Mauer und sah in den Schlund hinab. Der Mond zog einen langen Lichtstreif auf der einen Seite hinunter, sonst lag schauerliche Finsterniß darin. In der Tiefe wallte es unheimlich und grauenhaft. Ein kalter Nebel wehte zurückstreckend empor. Ich horchte eine Secunde. Schwere Stille herrschte ringsum. Plötzlich ist es mir, als vernehme ich wie aus dem Innern der Erde laut und deutlich den Ruf: „Cajetan! Cajetan!“ Er schrökken ziehe ich schnell das Haupt zurück. Ich wußte nicht, war es Wirklichkeit oder Einbildung. Er merkte mein Bestremen. „Nicht wahr?“ fragte er mich mit wehmüthiger Überzeugung und ein paar Thränen rollten ihm die Wangen herab; „sehn Sie,“ fuhr er fort, „so heiße ich, und der da unten ruft mich. — Ach! ich hätte Ihnen viel zu sagen. Sie scheinen mich zu verstehen; aber heute ist keine Zeit mehr dazu. Sie sind ermüdet und des Schlafes bedürftig. Gönnen Sie mir nur die Freiheit, daß ich Sie morgen besuchen und gegen Sie mein Herz ausschütten darf! Wollen Sie das?“

Seine Hand hatte fest die meinige umfaßt. Er sah mich siehend an. Ich war wie von unsichtbarer Macht umgarnt und gefangen. Das Rufen aus der Tiefe gellte mir noch immer in den Ohren. „Ja!“ sagte ich wie bewußtlos zu

Personen zwanzig Kreuzer, von den gemeinen unstahtesten Personen, und Dienern, zehn Kreuzer gegeben werden.

Würde aber ein Arzt zu einem gar Armen, der obbestimmten Lohn zu geben nicht vermöchte, berufen, solchen armen düftigen Kranken soll der Arzt ohne einer Belohnung um Gotteswillen, aus christlich brüderlicher Liebe, und in Erwegung, daß ihm solches von Gott in andern Weg erstattet werden kann, gewärtig und willig, auch mit seiner Kunst, treuen Rath, und Beistand zu helfen schuldig und verbunden seyn.

Wenn ein Arzt aus den Städten von Iemand auf das Land hinaus berufen würde, soll er sich desselben außer genugfamer redlicher Verhinderung nicht weigern, doch soll der, so nach dem Arzt schickt, auf seine eigenen Unkosten ihn mit Ross, Fuhr und Behrung hin und wieder bringen, und ihm noch dazu zu einer Belohnung von jeder Meile, die der Arzt zu dem Berufser zu ziehen hat, zwanzig Kreuzer und so oft er einen ganzen Tag still liegt, einen rheinischen Gulden zu sechzig Kreuzer, oder fünfzehn Pfagen gerechnet, ueben der Unterhaltung geben; aber am wieder heimziehen, soll dem Arzt für die Meile der Lohn der zwanzig Kreuzer nicht bezahlt, auch über diese Satzung Niemand beschwert werden.

Wenn ein Arzt zu einem berufen würde in dessen Brod mehr als eine Person frank wäre, soll der Arzt für jeden Gang, für dieselben kranken Personen alle, nicht mehr als ob er nur einen Patienten daselbst besuchet hätte, obgehörter Massen belohnt werden.

Doch soll Niemanden verwehrt seyn, eines jeden guten Willen nach, den Arzt nach Gestalt gehabter Mühe und Fleiß etwas über obbestimmten Lohn zu verehren.

Die Apotheker sollen durch sachverständige, von den Obrigkeitlen hiezu verordnete Personen ordentlich, und aufs wenigste jeden Jahrs einmal fleißig visitirt und besichtigtet, alle alt verlegen und untauglichen Materialien, und Spezies abgeschafft, bestimmtes Maß und Ordnung gegeben werden, damit die Apotheken mit gutem, frischen, und gerechten Zeug und Materialien versehen, und die Rezept nicht zu hoch gesteigert, und Niemand in Bezahlung der Arzneien zu viel beschwert sey.

### Tourniaire's Menagerie.

(S c l u s.)

Der Seltenheit nach unter allen Thieren dieser Menagerie obenan, steht das Arma-dill oder Gürtelthier, das zwar durch seine Kleinheit auf das größere Publicum nicht ienen Eindruck macht, den es verdiente, aber für den Kenner zu dem Merkwürdigsten der ganzen Sammlung gehört. In diesem Thiere hat die Natur die Schildkrötenform auf das Auffallendste wiederholt. Ein dicker Knochenpanzer, der auf seiner Oberfläche auf eine höchst tierliche Weise in viele kleine regelmäßig gesetzte Schildchen getheilt ist, würde diesem Thiere eben so wie den allermeisten Schildkröten keine Bewegung des eigentlichen Leibes oder Rumpfes gestatten, wenn er nicht in seiner Mitte durch abgesonderte, gürtelartige Gliederungen getheilt wäre. Diese Gliederungen gestatten dem Thiere, sich nach Art der Igel oder der Rollstein zugleich zusammenzurollen, und so den Nachstellungen seiner Feinde bisweilen zu entgehen. Eine genaue Anschauung dieses Thieres lehrt uns, daß es sechs vollkommen bewegliche und einen siebenten halb beweglichen Gürtel habe, der in seiner Mitte mit dem Hintertheile des Panzers verwachsen ist. Dieses Kennzeichen, vereint mit dem platten stumphen Kopfe, dem kurzen Schwanz, der Fünfsahl der Beben an den Füßen, und den benden Vorderjähnen, welche es im Oberkiefer trägt, überzeugen uns, daß es das Ponou der Brasilianer, das Encuberto der Portugiesen, nemlich das sechsgürtelige Arma-dill (*Euphractus sexcinctus*) sei. Diese Art wurde bis jetzt noch nie lebend in Wien, und überhaupt nur sehr selten in Europa gesehen. Sie ist, wie alle Gürtelthiere, der neuen Welt eigenthümlich, und bewohnt die sandigen Gegenden von Paraguay, wo es sich mittels seiner Scharrfüße mit unglaublicher Schnelligkeit in die Erde zu vergraben versteht und nach Art unserer Igel in solchen Erdlöchern lebt. Seine Nahrung besteht theils aus Vegetabil-

ten, theils aus kleineren Thieren. Vorzüglich sieht es das Kas. Es gereicht Mad. Tourniaire zum besonderen Verdienste, daß sie uns schon zweimal den Anblick lebender Gürtelthiere verschaffte; und zwar zum ersten Male 1818, wo eine selbst der Gattung nach verschiedene Art, mit vollkommen mangelnden Vorderzähnen, nemlich das neungürtelige Armadill (*Dasyurus Peba*) ihre Menagerie gierte.

Der Löwe, welchen wir hier sehen, ist von vorzülicher Schönheit, rücksichtlich seines Körperbaues. Er ist von hochgelber Farbe, mit dichter, dunkler Halsmähne. Der Bauch ist durchaus frei von einer Mähne und zeigt nur in der Inguinalgegend einige spärliche Haarbüschele. Wir haben schon den mehrfachen Gelegenheit in diesen Blättern die Unterschiede aus einander gesezt, welche die einzelnen Rassen der Löwen begründen und können daher uns darauf beziehen: müssen aber nach eben diesen Unterscheidungsmerkmalen erklären, daß dieser Löwe zur persischen Rasse (*Leo asiaticus*) gehöre, welche bisher nur sehr selten hier zur Schau gestellt war, und überhaupt zu den minder häufigen Erscheinungen gehört, welche in Menagerien vorkommen.

Der schöne männliche Panther (*Panther Pardus*), welcher sich als solcher durch den langen Schwanz und die stark gewölbte Gesichtsklinie schon auf den ersten Blick ausspricht, und durch diese Kennzeichen von den benden ihm verwandten Raubarten, dem Leoparden und der Unke unterscheidet, ist der Bewohner von Südb-Afrika und ebenfalls schon bey der Schilderung früher hier gezeigter Menagerien in diesen Blättern besprochen worden.

Eben so die gestreifte Hnäne (*Hyaena vulgaris*) aus Abyssinien, welche hier in einem sehr großen und schönen Exemplare vorhanden ist, und durch den vorgestellten Maßstab ihre Bissigkeit verrät.

Das junge Mandrillweibchen (*Papio Mormon*) verdient als eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und ein in Menagerien selten mangelnder Artikel, wenig Beachtung.

Von Vogeln ist durchaus nichts vorhanden, daß einer besondern Erwähnung wert wäre \*). Wir betrachten diesen Abgang aber keineswegs als einen Verlust oder auch nur als einen Mangel; denn aus dieser Thierklasse haben wir beynahe schon Alles gesehen, was eine allgemeinere Theilnahme verdient. Auch spricht diese Abtheilung lediglich nur den Kenner an und macht das große Publicum, mit Ausnahme des Farbenschmudes des zahllosen Heeres der Papageyen, wenig Eindruck.

Die drei Riesenschlangen, welche hier abermals wieder als drei verschiedene Arten aufgeführt werden, gehören eben so wie alle, welche wir bisher seit 16 Jahren in Wien und zwar zum ersten Male durch Tourniaire 1820 gesehen haben, zu einer und derselben Art, nemlich der ostindischen Tiger-Schlange (*Asterophis Tigris*). Es ist nicht wohl zu begreifen, aus welcher Ursache immer nur die asiatischen Riesenschlangen nach Europa gebracht werden, und niemals die in ihrem Vaterlande so ungeheuer häufige Boa Constrictor, welche sich durch ihre eigenthümliche Farbzeichnung vor allen anderen unverkennbar auszeichnet, oder die noch größere, gleichfalls in Brasilien heimische Wasserschlange (*Eunectes Scytale*), die größte aller bisher bekannten Schlangenarten. Die Tourniaire'schen Exemplare sind übrigens schön erhalten, wohl genährt, und eine derselben ist auch ziemlich groß. Alle zeigen die ganz eigenthümliche, besondere Trägheit.

Nach unserer Überzeugung, welche in dieser Schilderung, deren Zweck es ist, das Publicum auf die besondere Ausgezeichnetheit dieser Menagerie aufmerksam zu machen, ausgesprochen ist, glauben wir nicht zweifeln zu dürfen, daß sich unsere Anerkennung nach genommener Einsicht bewähren werde; und wir wünschen nur, daß diese Darstellung dazu beitragen möge, den Sinn für fremde Thierbildung im Allgemeinen zu erhöhen, und die Behauptung zu bewahrheiten, daß das Studium der Natur mit zu den nützlichsten Beschäftigungen gehöre, und für jeden wahrhaft Gebildeten von höchster Wichtigkeit sei. Ist es uns gelungen, dadurch auch den Besitzern dieser Menagerie einen zahlreicherem Besuch zu verschaffen, so sind wir doppelt belohnt; denn ein Privatunternehmen dieser Art, welches doch nur der Wissenschaft bestimmt, und mit so ungeheuren Kosten verbunden ist, verdient in jeder Beziehung eine reichliche Unterstützung. Nur durch diese ist es möglich demselben Gediehen zu verschaffen.

\*) Zwei Amazonpapageyen (*Psittacus aestivus*), ein gelbbauliger Kakadu (*Plyctolemus sulphureus*) und ein Silberfasan (*Phasianus Nycthemerus*).